

ANDROMEDA ROMANO-LAX

Der Bogen des Cellisten



Roman

Aus dem Englischen
von Ulrike Thiesmeyer

BLOOMSBURY BERLIN

Kapitel 1

Ich kam beinahe glücklich auf die Welt.

Genau genommen war »Feliz«, der Glückliche, der spanische Name, den meine Mutter für mich ausgesucht hatte. Kein Name aus der Familie oder aus der Gegend, sondern einfach nur eine Hoffnung, die in der für sie gültigen Sprache ausgedrückt wurde – in einer Sprache, die einst um die ganze Welt reichte, von Holland über Afrika, Nord-, Mittel- und Südamerika bis zu den Philippinen. Einzig Musik reichte noch weiter und ging noch tiefer.

Ich sage »beinahe glücklich«, denn ein schlampiger Bürokrat mit einer Vorliebe für die Namen katalanischer Heiliger hängte mir stattdessen den Namen Feliu an. Nur ein einziger Buchstabe änderte sich auf meinem Totenschein – jawohl, Totenschein.

Mein Vater arbeitete in jenem Jahr als Zollbeamter in Übersee, in unserer Kolonie Kuba. Als am Nachmittag bei meiner Mutter die Wehen einsetzten, zog sich die ältere Schwester meines Vaters um, weil sie in die Kirche gehen wollte. Mamá beugte sich über einen Stuhl neben der Küchentür und spreizte mit angezogenen Füßen die Beine, worauf das Gewicht meines herabsinkenden Körpers ihr Becken nach unten zog. Während sie Tía anflehte, nicht wegzugehen, färbten sich Mamás in die Strohhlehne geklammerte Finger weiß.

»Ich werde Kerzen für dich anzünden«, sagte Tía.

»Ich brauche keine Gebete. Ich brauche ...« Meine Mutter stöhnte und wand ihre Hüften hin und her, um eine Position zu finden, in der die Schmerzen einigermaßen erträglich waren. Heißes Wasser? Einen Nachtopf? »... Hilfe«, brachte sie gerade noch heraus.

»Ich werde Enrique losschicken, damit er die Hebamme holt.« Tía schob Käbme aus Elfenbein in ihr dickes, mit grauen Strähnen durchsetztes Haar. »Nein, ich werde selbst gehen, wenn ich unterwegs bin. Wo ist Percival?«

Mein ältester Bruder war vor wenigen Minuten nach draußen in Richtung Brücke entwischt. Sie führte über einen ausgetrockneten Fluss, an dessen Ufer die hiesigen Schäfer gerne ihre Herden trieben. Dort versteckten er und seine Freunde sich häufig, um inmitten von Orangenschalen und kaputten, nach Essig stinkenden Fässern Karten zu spielen.

Percival war groß genug, um sich an jedes Detail der jüngsten Katastrophe zu erinnern, und er wollte keiner weiteren beiwohnen. Mamás letztes Baby war wenige Minuten nach der Geburt gestorben. Das Kind davor hatte nur ein paar Tage überlebt, während meine Mutter gegen das Fieber kämpfte und mit dem Tod rang. Sie war nicht die Einzige in Campo Seco, die dieses Unglück traf.

Meine Mutter machte dafür die Hebamme verantwortlich, die vor vier Jahren gemeinsam mit ihrem Mann, dem neuen Metzger, ins Dorf gezogen war.

»Die waschen sich nicht die Hände«, keuchte Mamá. »Beim letzten Mal hab ich ihre Geburtszange gesehen. Das Gelenk war kaputt.« Sie rammte sich die Handballen ins Kreuz. »Rostige Brösel.«

»Lächerlich.« Tía zog sich die Spitzenmantilla über den Kopf. »Deine Sorgen sind völlig unnötig. Du solltest lieber beten.«

Meine beiden anderen Geschwister, Enrique und Luisa, blieben völlig ungerührt angesichts des ungehemmten Stöhnens meiner Mutter: Die fünfjährige Luisa wischte einfach nur das strohfarbene Fruchtwasser vom Boden auf, der siebenjährige Enrique wrang die nassen Handtücher über einer weißen Porzellanschüssel aus. Als er sie zum dritten Mal über die Schüssel hielt, verschwanden die blauen Blumen, die auf den Boden der Schüssel gemalt waren, unter einer trüben Schicht aus rosafarbenem Wasser.

Dreißig Minuten nachdem Tía gegangen war, traf die Hebamme ein. Mamá keuchte und presste mit aller Kraft und versuchte, die Augen offen zu halten, um die dunklen Halbmonde unter den Fingernägeln der Hebamme zu mustern. Sie verrenkte sich beinahe den Hals, um jeden Schritt der Hebamme zu verfolgen und flüchtige Blicke auf ihre Werkzeuge zu werfen, die auf einem vier-eckigen Kattun über ihrem Nachttisch ausgebreitet lagen, sowie auf die graue Baumwollspule, die sie an die Netze erinnerte, mit denen der Metzger die tropfenden Braten einwickelte. Als die Hand der Hebamme sich näherte, versuchte Mamá, die Knie zusammenzudrücken, um mich zu schützen. Doch vergebens. Ich kam.

Und dann hörte ich genauso plötzlich auf zu kommen. Was sich gerade noch zu schnell bewegt hatte, bewegte sich jetzt überhaupt nicht mehr. Mamás Bauch erschlaffte und schwoll ein letztes Mal, um dann in einer langen, endlosen Wehe zu verharren. Ihr Kinn erstarnte. Auf ihrer Schläfe erschien eine dicke blaue Ader. Enrique, der in der offenen Tür herumlungerte, versuchte, nicht zwischen ihre Beine zu schauen, wo die Mischung aus prallem, perlmuttfarbenem Fleisch und nassem Haar ihn an eine von Algen umschlungene tote Qualle erinnerte. Die Hebamme fing seinen Blick auf und schlug rasch das Laken wieder über Mamás Beine und ihren gewölbten Unterleib. Damit verhüllte sie einen verstörenden Anblick, betonte jedoch das, was noch sichtbar blieb: das rote, schmerzverzerrte und mit Schweißperlen bedeckte Gesicht meiner Mutter.

»An diesem Punkt«, pflegte meine Mutter später zu sagen, wenn sie von meiner Geburt erzählte, »hast du beschlossen zu rebellieren. Wenn jemand dich zu sehr unter Druck setzt, dann machst du das Gegenteil dessen, was man von dir verlangt.«

Genau genommen steckte ich fest: Meine Füße lagen um meinen Hals, mein Hintern war auf den einzig möglichen Ausgang gerichtet. Ein lebender *churro*, der zu einer Schleife gebunden war.

Die Hebamme ächzte vor Anstrengung, während sie unter dem locker gespannten Leintuch Mamás Bauch drückte und massierte. Ihr Gesicht verdüsterte sich fragend. Sie vergaß Enrique und riss das Leintuch weg. Sie wimmerte, als sie an der Stelle, an der eigentlich ein kleiner Schopf zum Vorschein kommen sollte, einen roten Hodensack erblickte. Zehn Minuten lang starrte sie auf den Fleck und knetete mit roten Fingern den Stoff ihrer Schürze. Dann geriet sie in Panik. Ohne auf Enriques ungläubiges stupsnäsiges Gesicht oder Luisas kugelrunde Augen zu achten, eilte sie an den beiden vorbei und die Treppen hinab, wobei sie die unterste Stufe übersprang.

Sie war losgegangen, um ihren Mann zu holen, der sich zwei Straßen weiter ebenfalls die blutbefleckten Hände abwischte. Sie hätte meinen Bruder schicken oder vom Balkon aus einem der schnellfüßigen Nachbarskinder zurufen können. Doch sie war nicht besonders intelligent. Und sie wusste, dass das dritte tote Baby in derselben Familie kostspieligen Klatsch hervorrufen würde. Sie hatte Angst, wenn sie sich das Meer aus schwarzen Tüchern vorstellte, das sie von jenem Tag an erwarten würde: Sämtliche Nachbarinnen würden ihr nur noch Hinterkopf und Schultern zeigen, falls ich, und mit mir meine Mutter, starb.

Nachdem sie ohne Hilfe zurückgeblieben war, nahm meine Mutter all ihre Entschlusskraft zusammen und versuchte tiefer zu atmen. Ohne die Hebamme fühlte sie sich sicherer und war auf alles gefasst. Sie bat Luisa, aus dem Keller eine Flasche zu holen und ihr an die Lippen zu halten, obwohl die Übelkeit ihr nur einen kleinen Schluck gestattete. Sie rief Enrique zu, er solle die Geburtszange in möglichst heißem Wasser schrubben, damit sie benutzbar wäre.

»Sie lässt sich nicht richtig öffnen«, sagte er und kämpfte mit den ovalen eisernen Griffen. Sie waren mit kleinen, dunklen Lederflecken versehen, die Enrique an einen schweißbefleckten Pferdesattel erinnerten. »Sollen die beiden Teile auseinandergehen?«

»Vergiss es. Leg sie hin. Nimm die Hände.«

Er wurde bleich.

Mamá hörte, wie Luisa zu weinen anfing, und befahl ihr zu singen – irgendwas, ein Volkslied oder *Vamos al mar*, einen heiteren Kanon, den sie immer auf Picknickausflügen ans Mittelmeer sangen.

»... fahr'n wir übern See ...«, sang Luisa immer wieder, dann sagte sie: »Ich kann etwas sehen! Einen Fuß!«

Noch eine Wehe. Ein winziger Rücken. Mit Enriques Hilfe eine Schulter. Meine Mutter wurde bewusstlos. Man erzählte mir, dass ich eine Weile so dahing, ein Bild von Unentschlossenheit, mit einem Kopf, der sich weigerte, dem käsigen Rumpf zu folgen. Bis Enrique, der genug Entschlusskraft für uns beide besaß, vortrat und seine kleine Hand ins Dunkel schob, um einen Finger unter mein Kinn zu haken.

Nachdem ich endgültig herausgeschlüpft war, legte er mich, der ich immer noch mit der Nabelschnur an der Nachgeburt hing, auf den Bauch meiner Mutter. Es gab keinen Klaps, kein Gebrüll. Mamá kam noch einmal kurz zu Bewusstsein, um Enrique zu erklären, wie er die Schnur mit einem grauen Faden an zwei Stellen abbinden und das rote Zwischenstück durchschneiden soll.

Er schob mich an die Brust meiner Mutter, doch Mamá war zu erschöpft, um mich in die Arme zu nehmen. Mein eines Bein war schlapper als das andere, die Hüfte beunruhigend leblos. Niemand wischte das weiße Zeug aus meinen Nasenlöchern. Es gab wenig Hoffnung. Meine Augenlider zuckten nicht. Mein Brustkorb hob sich nicht.

»Der Kleine friert«, sagte Luisa. »Wir sollten ihn einwickeln.«

»Ein Junge.« Meine Mutter klang erfreut und resigniert zugleich. Ihre Wangen wurden feucht, wenn sie sich vorstellte, was die letzten Male passiert war und was wieder passieren würde: die zunehmenden Schmerzen, wenn ihr Adrenalinpiegel sank, das lähmende Fieber, der tiefe, unruhige Schlaf, aus dem sie möglicher-

weise nicht mehr erwachen würde. »Sag der Hebamme, dass sie nicht schuld ist. Der Notar wird gleich kommen. In der Schublade liegt eine Karte mit einem Umschlag und Geld. Schreib ihm den Namen auf, damit er keinen Fehler macht: *Feliz Aníbal Delargo Domenech*.«

Sie knirschte mit den Zähnen und wartete darauf, dass eine Schmerzenswoge abklang. »Ist es hier drinnen kalt, Luisa?«

»Es ist heiß, Mamá.«

»Der Notar wird den Pfarrer verständigen.« Sie schnappte nach Luft, dann biss sie sich auf die Unterlippe. »Und den Steinmetz.«

»Den Steinmetz?«, fragte Luisa, doch Mamá klärte sie nicht auf.

»Enrique – du weißt, wie man ›Aníbal‹ schreibt: so wie deinen Großonkel.«

Enrique schüttelte den Kopf.

»Wie den Eroberer aus Karthago, den Mann mit den Elefanten.«

»Ich weiß es nicht«, sagte mein Bruder mit Nachdruck. Die Bitte zu schreiben erschreckte ihn mehr als die Aufgabe, ein unwilliges Baby aus dem Bauch zu ziehen.

Doch die Vorstellung dessen, was vor ihr lag und erledigt werden musste – ein Brief an Papá, Trauergäste, eine Beerdigung –, hatte Mamás letzte Kräfte aufgezehrt. Sie schloss die Augen und warf den Kopf hin und her, um sich etwas Erleichterung zu verschaffen. Sie hob an: »A-N-I-B ...«, dann wurde sie wieder bewusstlos.

Luisa und Enrique begriffen nicht, dass Mamá mich bereits als tot betrachtete. Sie wickelten mich ein und trugen mich in den kühlen Keller mit seinem Boden aus blanker Erde – einen Keller, den Papá bei jedem Besuch vergrößerte und tiefer aushob. Er hatte immer davon geträumt, in dem höhlenartigen Raum unter unserem dreistöckigen steinernen Haus hochwertigen Likör herzustellen und zu vertreiben. Andere Familien aus der Gegend hatten densel-

ben Traum erfolgreich umgesetzt. Einst wurden vierzehn verschiedene Liköre mit einem Aroma aus Kräutern und Haselnüssen, deren Farben von Grasgrün bis Honiggelb variierten, in Campo Seco und den benachbarten Dörfern hergestellt und von dort verschickt. Wir hatten den Wein, wir hatten die Eisenbahn und wir hatten das Selbstvertrauen. Lange bevor es eine geeinte Nation namens Spanien gab, hatten Katalanen, wie Basken und andere alte Seefahrervölker auch, Handel getrieben und damit Wohlstand erlangt.

Bisher war der Keller einfach nur ein leerer Raum, wenn man von einer robusten Bank und einem groben, altertümlichen Tisch absah. Letzterer besaß weder Schrauben noch Nägel, sondern war notdürftig zusammengezimmert, so dass er aussah, als hätte Don Quijote drei Jahrhunderte zuvor an ihm gespeist. Auf diesen Tisch hatte Luisa einen Topf mit Wasser gestellt, das aus dem von der Hebamme vorbereiteten Kessel stammte und nun langsam abkühlte. Während sie mich wichtigtuerisch über die Schulter legte, stellte sie neben dem Wasser ein Porzellanservice für heiße Schokolade auf, dessen zarte Tassen wie Tulpenkelche geformt waren. Sie hatte bereits eines ihrer Puppenhäubchen über meinen klebrigen Kopf gezogen. Nun steckte sie einen kakaotränkten Finger zwischen meine blassen Lippen.

Enrique hatte sein schmutziges Hemd ausgezogen und war in die zu kleine Uniform geschlüpft, die mein Vater ihm als Verkleidung geschenkt hatte und die ihm Trost spendete. Er nahm seine selbstgemachte Flöte in die Hand. Das laute Instrument machte meine Mutter immer wahnsinnig, also hatte Enrique sich angewöhnt, unten im Keller, in gebührendem Abstand zu den geöffneten Fenstern, zu spielen. Und ausgerechnet hier öffnete ich zum ersten Mal Ohren, Augen und Mund. Ich bereitete mich darauf vor zu leben.

Inzwischen war die Hebamme zurückgekehrt. Als sie feststellte, dass das Baby fort und Mamá kaum bei Bewusstsein war, schickte sie ihren Mann los, damit er den Pfarrer benachrichtigte. Dann be-

gann sie den schlaffen Bauch meiner Mutter zu massieren, um Wehen anzuregen, die die Nachgeburt ausstoßen und den Blutfluss eindämmen würden.

Im Keller hörte Enrique gleichzeitig die wiedererstarkenden Schreie meiner Mutter und ein Klopfen an der Tür. Er kletterte auf der Leiter in die Eingangshalle im Erdgeschoss und öffnete die schwere Tür. Wie unsere Mutter vorhergesagt hatte, stand dort der Notar.

»Die Hebamme, bitte«, sagte er, als Mamá gerade wieder kreischte.

»Sie ist gerade beschäftigt. Bitte warten Sie.«

»Ist das Baby bei ihnen?«

»Nein. Wir haben es schon in den Keller gebracht.«

Der Notar zuckte zusammen.

»Dort kann es nicht bleiben. Es wird –« Er hielt inne.

»Riechen?«, sagte Enrique fragend.

»Nun, ja. Aber erst später.«

»Nein, es riecht jetzt schon!«

Der Notar schüttelte den Kopf.

»Ein *fait accompli*«, sagte er. »Niemand kann also etwas dafür.«

»Die Hebamme ist nicht schuld. Sagte Mamá. Warten Sie – der Umschlag!«

»Und deine Tía?«, erkundigte er sich, während mein Bruder davoneilte, um das Geld zu holen.

»Sie ist in der Kirche«, rief Enrique über die Schulter zurück.

»Zündet Kerzen an.«

»Verstehe.«

Der Notar duckte sich, blickte zurück auf die Straße und trat dann ein paar Schritte vor, um sich in den Schutz der Eingangshalle zu begeben. Die Männer im Ort kümmerten sich kaum um ihn, die Frauen hingegen hatten von den Balkons aus eimerweise Wasser auf ihn gegossen, um gegen die Lebensmittelsteuern zu protestieren. Wenigstens schütteten sie kein kochendes Wasser oder –

Gott bewahre – Öl auf ihn. Eine besonders wütende Frau hatte Strafe zahlen müssen, weil sie seinen Vorgänger verbrüht hatte. Es war eine schwierige Existenz: Siegel prüfen, Gebühren erheben, offizielle Papiere beglaubigen, wichtige Briefe fürs halbe Dorf verfassen, dessen Bevölkerung weder lesen noch schreiben konnte. Aber wenn es um Landübertragungen oder Protest gegen die Einberufung zum Militär ging, dann beknieten sie ihn. Dann gab's keine Eimer voll Wasser!

Enrique kam zurück. Er war ganz außer Atem, weil er die beiden Holztreppen, die zu Mutters Schlafzimmer führten, hinauf- und wieder hinuntergerannt war.

Gemeinsam füllten sie die Papiere aus. Manche Fragen, die meine Mutter nicht bedacht hatte, wusste Enrique nicht zu beantworten: Familienname der Großmutter mütterlicherseits? Väterlicherseits? Geburtsorte der Eltern? Gleichzeitig schwitzte er Blut und Wasser wegen der Namen, die er mit stark nach links geneigter Krakelschrift zu Papier gebracht hatte. Enrique hatte meinen Rufnamen schnell, den Zweitnamen hingegen – der ihm große Sorgen bereitete – langsam geschrieben.

»A-n-í-b-a-l – können Sie das lesen?«, fragte er besorgt.

»Ja, ja, das geht.«

Doch keiner der beiden merkte, dass der Notar meinen Rufnamen verunstaltet und das Z am Ende als ein geschwungenes, schlampiges U gelesen hatte.

»Das Geld.« Enrique hielt ihm eine Faust hin.

Der Notar öffnete mühevoll die Hand meines Bruders und zählte die Münzen. »Das reicht nicht. Ich werde zwei Urkunden schreiben müssen.«

In diesem Moment kehrte Tía von ihren Besorgungen zurück. Als sie durch die Haustür trat, schlug ihr schwarzer Rock um ihre Knöchel und wirbelte Staub auf.

»Was ist das?«, fragte sie und wandte sich an den Notar, der die Hand grüßend an seinen Hut hob. Sie schob Enrique zur Seite und blickte prüfend auf die Urkunden, die der Notar in seiner tin-

tenbeklecksten Hand hielt. Als sie die Worte las, bekreuzigte sie sich.

»Der Junge hat für die eine bezahlt, aber ich brauche auch Geld für die andere.«

»Warum zwei, wenn das Kind tot auf die Welt kam?«

»Ohne Geburtsurkunde gibt es keinen Totenschein.«

»Aber warum können Sie nicht ›totgeboren‹ auf die Geburtsurkunde schreiben und es dabei belassen?«

Aus Gewohnheit zog der Notar den Kopf ein.

Tía herrschte ihn an. »Sie sollten sich schämen, noch vor dem Pfarrer hier anzukommen.«

»Ich tue nur meine Pflicht, Señora. Ich bin ein ...«

»Aasgeier.«

»... rechtmäßiger Vertreter der Provinzverwaltung«, fuhr er fort.

»Ich glaube nicht, dass Sie zwei Urkunden berechnet haben, als Señor Petrillos Baby starb. Sie wissen, dass ein Schuster wenig Geld hat, aber Sie glauben, dass wir mehr haben, als uns zusteht. Seit ich in dieses Dorf zurückgekehrt bin, versuchen die Leute, mich auszunehmen. Bürokratie statt geistiger Werte – das ist die Richtung, in die unser Land geht.«

Der Notar deutete zur Treppe. »Sobald diese Dokumente besiegelt sind, muss die Zahlung geleistet werden. Die Mutter des Jungen versteht das. Ohne diese Urkunden kann die Unterstützung für die Beerdigung nicht an den Vater ausgezahlt werden. Der Schuster arbeitet nicht für die Kolonialverwaltung. Er hat keinen Anspruch auf eine solche Unterstützung.«

Während sie stritten, bemerkte keiner, wie Enrique hin und her hüpfte und versuchte, sie zu unterbrechen. Tía kramte widerwillig in ihrem Lederbeutel und murmelte weiterhin etwas vom Niedergang der Frömmigkeit und den Problemen des Landes, während der Notar immer wieder den Kopf schüttelte. Nachdem endlich weitere Münzen und Abschriften beider Urkunden von Hand zu Hand gegangen waren, wandte Tía sich an meinen Bruder.

»Raus mit dir«, befahl sie, weil sein Gehüpf ihr auf die Nerven ging. »Bevor ein kleines Unglück geschieht.«

»Ich muss nicht. Feliz ist nicht tot.«

»Wer?«

»Das Baby, Feliz.«

»Der Junge ist durcheinander«, sagte der Notar. »Das Baby hieß Feliu.« Dabei betonte er die letzte Silbe und deutete mit dem Finger auf die Urkunden in Tías Händen.

Sie blinzelte und las. »Wie ärgerlich, wenn Sie den Namen falsch geschrieben hätten.«

»Wie der Heilige. Soweit ich weiß, bedeutet es ›der Wohlhabende, Gedeihende‹.«

»Kein besonders gutes Gedeihen, wenn man tot auf die Welt kommt«, murmelte Tía.

»Wie auch immer.« Der Notar räusperte sich.

Enrique protestierte nochmal. »Aber das Baby – es ist im Keller. Du wirst sehen.«

»Ich brauche jetzt die Hebamme. Hier – dahin gehört Ihr Fingerabdruck«, sagte der Notar und betonte das letzte Wort. Er sagte nicht »Unterschrift«; er wusste, dass die Frau weder lesen noch schreiben konnte.

Die Hebamme nickte erschöpft und machte ein kleines Kreuz an der Stelle, die der Notar ihr mit seinem tintenbeklecksten Finger bezeichnete, und wandte sich dann an Tía. »Es scheint ihr jetzt recht gut zu gehen. Achten Sie darauf, dass sie eine Woche lang keine Treppen steigt. Falls sie wieder stärker blutet ...« In der Hoffnung, der Notar werde sich nun verabschieden, damit sie Tía weitere, intimere Anweisungen geben könnte, hielt sie inne. Als er keine Anstalten zu gehen machte, wechselte sie das Thema. »Wenn Sie wollen, kann ich mit dem Tischler reden, wegen eines Sargs. Aber er wird genaue Maße benötigen, um kein Holz zu verschwenden. Wenn Sie mir das Baby bringen, kann ich es mit einem Stück Schnur abmessen.«

Tía richtete sich empört auf. »Wollen Sie damit sagen, dass

Sie es sich nicht einmal richtig angesehen haben, als es herauskam?»

»Ich bin losgerannt, um Hilfe zu holen. Ich habe es gar nicht gesehen. Es ist nicht im Schlafzimmer.«

»Es ist im Keller«, sagte Enrique, ballte frustriert die Fäuste und rief lauter: »Feliz ist im Keller!«

»Hör auf mit dem Unsinn«, herrschte Tía ihn an. »Felix oder meinetwegen Feliciano oder Feliu – aber Feliz?« Sie wandte sich an die Hebamme. »Ich vermute, Sie erwarten einen vollen Lohn, obwohl Sie es geschafft haben, die Geburt zu verpassen.«

Niemand merkte, wie meine Mutter die Treppe herabkam, Stufe um Stufe. Ihr Gesicht war vom Schmerz verzerrt, mit der bleichen Hand hielt sie sich am Geländer fest. Sie setzte sich auf die unterste Stufe. Das Nachthemd bauschte sich um ihre Füße. Ihr feuchtes, dunkles Haar floss ihr über die blassen Schultern.

»Ich wollte nur, dass mein Kind glücklich wird«, sagte sie. Dann sprach sie lauter, so dass der Notar, die Hebamme, Tía und Enrique sich zu ihr umdrehten. »Nicht wohlhabend, nicht erfolgreich. Nur glücklich.«

»Seht ihr?«, sagte Enrique.

Die Hebamme öffnete den Mund, um meine Mutter dafür zu tadeln, dass sie das Bett verlassen hatte, der Notar schürzte die Lippen, um sich zu verteidigen, weil er den Namen falsch geschrieben hatte, und Tía mahlte mit den Kiefern, um ihre restlichen Vorwürfe hinunterzuschlucken. Doch keiner von ihnen sagte etwas. Denn im selben Moment erklang ein durchdringender Schrei aus der Kellerluke, die sich im hintersten Winkel der Eingangshalle befand. Zuerst tauchte Luisas Kopf auf und dann ihre Schultern, über die sie mich nachlässig geworfen hatte.

»Glücklich?«, rief Luisa über mein wütendes Wimmern hinweg. »Mit dem teerartigen Zeug, das da rauskommt, kann er unmöglich glücklich sein. Als ich versucht habe, es abzuwischen, hat er angefangen zu weinen, und jetzt wird er langsam rot.«

Die Erwachsenen schnappten nach Luft, als sie sahen, wie sie

schwankte, während sie mit der einen Hand mich und mit der anderen die Leitersprossen umfasste. Tía, die Hebamme und der Notar rührten sich nicht vom Fleck. Meine Mutter hob die Arme, doch ihr war zu schwindelig, um aufzustehen. Einzig Enrique fasste sich ein Herz und nahm mich von der wackeligen Schulter meiner Schwester, damit sie sich hochziehen konnte. In der darauf folgenden Verwirrung erwähnte niemand mehr die Urkunden.

Als Enrique mich zu meiner Mutter brachte, sagte sie lachend unter Tränen der Erschöpfung: »Nennt ihn irgendwie. Mir ist es egal.« Und so war es von diesem Moment an. Sie hatte ihre anfängliche, einfache Hoffnung gegen eine noch einfachere eingetauscht: nämlich die, dass ich überhaupt überleben würde.

Tía und die Hebamme lösten sich aus ihrer Starre und eilten zu meiner Mutter. Sie stützten sie am Ellbogen und überredeten sie, wieder mit nach oben zu gehen. Dann wollten sie ihr mich aus den Armen nehmen und murmelten beruhigende und liebevolle Worte, damit mein Schreien verstummte.

»Lasst uns in Ruhe, er soll ruhig schreien«, sagte Mamá, die mich nicht losließ, sondern ihr Nachthemd aufknöpfte, um mich auf der Treppe zu stillen. »*Es la música más linda del mundo.*«

Es ist die schönste Musik der Welt.

Alles, was ich Ihnen bisher erzählt habe, habe ich kurz und bündig in einer Nacht im Oktober 1940 aufgeschrieben. Ich brachte meine Geschichte auf Wunsch eines Mannes zu Papier, aber ich händigte sie ihm nicht aus.

Sie fragen mich nicht, warum. Ich würde Ihre Zurückhaltung gerne als Schüchternheit deuten. Doch Ihr Gewerbe erfordert das Gegenteil, erfordert eher die Ungeduld, die ich in Ihren Augen erblicke. Dabei sehne ich mich eher nach Verzeihung oder einfach nach Verständnis.

Diese Erinnerungen aufzuschreiben tat weh. Weniger die Kapitel aus meiner frühen Kindheit, mit denen ich begann, sicherlich

jedoch die späteren Kapitel, bei deren Abfassung ich gezwungen war, mein Leben an mir vorüberziehen zu lassen, die Entwicklung meiner Gedanken und meiner Ansichten, die der Komplexität dieser Zeiten nicht gewachsen waren. Doch das Unbehagen, das der Erinnerungsprozess mir bereitete, sollte kurze Zeit später in den Schatten gestellt werden, als ich beinahe alles, was mir lieb war, verlor.

Während des vergangenen Jahres haben mich die Kuratoren von Spaniens neuem Museum für Musikgeschichte immer wieder mit Briefen und Telegrammen bestürmt, in denen sie mich um meinen Cellobogen baten. Die Leute vom Museum wissen nicht, dass ich meine Memoiren vor mehr als dreißig Jahren geschrieben habe – und dass ich sie noch besitze. Ich habe Sie nicht hierhergebeten, um über den Bogen zu sprechen – den ich dem Museum, wie versprochen, überlassen werde – oder Ihnen die Unterlagen auszuhändigen, die ich nur auf meine Art und in meinem Tempo zugänglich machen kann. Um ihren Inhalt verstehen und würdigen zu können, müssen Sie sich Zeit für mich nehmen, Sie müssen Nachsicht mit meiner Interpretation haben. Sie müssen ein besserer Mensch sein, als ich es war – zumindest der Sache etwas wohlwollender gegenüberstehen.

Mir ist klar, dass Sie sich am meisten für die späteren Kapitel meines Lebens interessieren. Natürlich wäre es Ihnen am liebsten, wenn ich mit Aviva anfangen, dann hätten Sie auch gleich ein lebhaftes Bild von ihr vor Augen. Oder zumindest mit Al-Ceraz. Sie haben bereits nach meinem letzten Konzert im Jahr 1940 gefragt, und ich werfe die Hände nach oben – ich kann genauso wenig damit beginnen, wie ich Bach-Suiten von der letzten bis zur ersten Note rückwärtsspielen kann. Ich war nie ein Wunderkind, das Kunststücke vorführt. Ich war immer streng methodisch und im Grunde konservativ, allerdings nicht – ich sehe Ihr Lächeln – im politischen Sinn. Sie werden mir nachsehen, dass ich immer Klassizist war, jemand, der auf Symmetrie und Proportionen achtete. Sie werden mir in meinem fortgeschritte-

nen Alter diesen Gefallen tun – im Gegenzug werde ich ehrlich sein.

Wilhelm, ich habe etwas Schreckliches getan.

Ja, bitte, ein Glas Wasser.

Aber ich habe Ihnen zuletzt von einem Baby erzählt, kaum am Leben und falsch benannt. Gestatten Sie mir, Ihnen den Jungen vorzustellen, der soeben beginnt, die Schönheit und die Schwierigkeit eines Lebens zu jener Zeit, an jenem Ort zu begreifen.